









### Doppeltes Spiel.

Novelle von Fr. Meister.

12)

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

„Dann hat sie mich also doch belogen!“

„Wie?“ fragte der Italiener mit emporgezogenen Brauen. „Was ist das?“

Der Hauptmann aber ging bereits zur Thür hinaus. Als dieselbe ins Schloß fiel, sprang der Graf auf Asta zu, gerade noch zur rechten Zeit, um die ohnmächtig werdende in seinen Armen aufzufangen.

#### XIX.

Am nächsten Vormittag reiste die Baronin Tattenbach mit dem Zehn-Uhr-Zuge von Elbersberg ab. Als der Bahnhof hinter ihr lag, athmete sie hoch auf.

Der Graf hatte den Zwischenfall vom letzten Abend sehr ruhig aufgefaßt.

„Dein Vetter ist ein kurioser Herr,“ hatte er zu ihr gesagt. „Wie konnte er sich unterstehen, Dich so zu erschrecken? Wenn Du seinen Freund nicht heirathen magst, was gehst's ihn an? Per Bacco! Mag er zum Henker gehen!“

Von Elbersberg bis nach Eichberg dauerte die Fahrt nur eine Stunde. Eichberg ist ein Kreuzungspunkt für verschiedene Linien und daher voll lebhaften Verkehrs. Asters Courierzug hielt hier nur fünf Minuten. Sie lehnte sich zum Fenster hinaus, um nach dem Grafen zu spähen und auch von ihm gesehen zu werden.

Drei Minuten vergingen und nirgends erschien die bekannte Gestalt. Ein banges Vorgefühl schoß ihr durchs Herz. Vier Minuten. Eine schwarzgekleidete Dame steuerte auf ihr Coupé los. Der Schaffner riß die Thür auf und die Dame stieg ein.

„Ich erwarte noch einen Herrn, Schaffner, der außerdem für das ganze Coupé bezahlt hat,“ rief Asta. „Es ist daher hier kein Platz für Fremde!“

„Sie sind die Frau Baronin von Tattenbach,“ sagte die schwarze Dame, „und Sie erwarten den Grafen Conzoni, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Asta mit schwacher Stimme. Sie fühlte, daß ihr etwas Schlimmes bevorstand.

„Dann bleibe ich hier. Der Graf ist mit

dem vorigen Zuge nach Berlin durchgefahren.“ Sie setzte sich und der Schaffner schlug die Thür zu.

Der Zug ging ab.

Asta sah die fremde Dame klopfenden Herzens und erwartungsvoll an. Dieselbe war eine Dreißigerin, hatte ein blaßes, etwas vergrämtes Gesicht und trug sich wie eine Frau, deren Mittel nicht die reichlichsten sind.

„Sie erwarten eine Aufklärung, Frau Baronin,“ fing die Fremde nach einer kleinen Weile an. „Die will ich ihnen geben — angenehm aber wird sie Ihnen nicht sein. Sie sind betrogen worden; der Mann, den Sie für einen Grafen halten, ist gar kein Graf, er heißt auch nicht Conzoni, sondern Gucci, Luigi Gucci. Er war früher Kuchenbäcker, jetzt aber ist er ein arbeitscheuer Müßiggänger, um nicht zu sagen Hochstapler, der sich theilweise von seiner Frau unterhalten läßt.“

„Von seiner Frau?“ stieß Asta hervor.

„Jawohl, von seiner Frau. Luigi Gucci ist seit längerer Zeit als sechs Jahren verheiratet.“ Asta war niedergeschmettert. Sie lehnte sich in die Kissen und lag eine lange Zeit mit geschlossenen Augen. Dann fuhr sie wieder empor.

„Und wer sind Sie?“ fragte sie die andere.

„Wo kommen Sie auf einmal her?“

„Ich bin die Frau Gucci.“

Wieder sank Asta in die Kissen zurück.

„Wenn Sie mir nicht glauben,“ fuhr die Frau fort, „dann brauchen Sie mich in Berlin nur nach meiner Wohnung zu begleiten, dort kann ich Ihnen alle Beweise vorlegen.“

Asta aber hegte nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit des Vernommenen. Sie stöhnte tief und schmerzlich.

„Sie sind nicht die erste Dame, die sich von meinem Mann bethören ließ,“ rebete Frau Gucci weiter. „Auch ich gehöre zu den Verblendeten; leider bin ich von Allen am schlimmsten dran, weil die Kette, die mich an ihn bindet, nicht eher zu lösen ist, als bis einer von uns die Augen zumacht. Ich war Hausmädchen bei vornehmen Leuten, als ich ihn kennen lernte. Bald darauf erbte ich ein hübsches Vermögen und wir heiratheten uns. Ich hörte glaubte, daß er mich auch ohne Geld genommen haben werde. Die Täuschung dauerte aber nicht lange. Er schwazte mir nach und nach all mein Vermögen ab und nach zwei Jahren waren wir

bettelarm, weil er schon längst auch nicht mehr arbeitete. Ich ging wieder in den Dienst und dann fiel mir eine neue Erbschaft zu, diesmal aber nur eine geringe. Damit errichtete ich eine Wasch- und Plättanstalt, die ich heute noch habe. Meinem Mann gebe ich wöchentlich fünfzig Mark, braucht er mehr, dann muß er sehen, wie und wo er sich's verschafft."

Asta empfand ein peinligendes Schamgefühl vor dieser Frau. Nach und nach aber ermannete sie sich zu weiteren Fragen.

"Wenn Ihr Mann so mittellos ist," sagte sie, "wie konnte er dann in Elbersberg so auftreten? Und warum wählte er gerade mich zum Opfer aus, während ihm doch so viel reiche Damen zur Verfügung standen? Denn auch ich bin nur arm, was ihm ohne Zweifel bekannt sein mußte."

"Das kann Ihnen nur Gucci selber beantworten," versetzte die andere in ihrer kalten, gemessenen Weise. "Sie dürfen aber nicht vergessen, daß es ihm bei Ihnen auf Vermögen nicht ankommen konnte, da er doch auf keinen Fall im Stande war, Sie zu heiraten."

Asta versank in Grübeln. Sie begann zu argwöhnen, daß sie das Opfer einer Verschwörung sein könne.

"Ohne Zweifel aber werden Sie mich darüber aufklären," nahm sie endlich wieder das Wort, "durch wen oder auf welche Weise Sie erfahren haben, daß Ihr Mann in Eichberg zu mir einsteigen wollte."

Ein unmerkliches Lächeln spielte auf der Andern Gesicht.

"Diese Antwort muß ich Ihnen schuldig bleiben," sagte sie. "Uebrigens ist hier wohl die Hauptsache, daß ich überhaupt gekommen bin und Sie vor weiteren Unwürdigkeiten bewahrt habe. Zu Ihrer Beruhigung will ich noch hinzufügen, daß mein Mann auch seine guten Seiten hat. So wird er zum Beispiel Ihren Namen nie wieder über die Lippen bringen, und ein Gleiches brauche auch ich Ihnen wohl nicht erst zu versprechen . . . . ."

Der übrige Theil der Reise wurde schweigend zurückgelegt. In Berlin angekommen, verabschiedete sich Frau Gucci mit stummem Kopfnicken und war gleich darauf im Gedränge verschwunden.

Asta fuhr in einer elenden, klappernden Droschke ihrer Pension zu. Das war eine traurige Fahrt! Wieder lag das alte, öde Leben vor ihr, das Leben mit seinen häßlichen Einschränkungen und Entbehrungen, mit seinem Aerger, seinem Neid und seinem endlosen Sehnen nach Befreiung und Besserung. Sie kam sich vor wie jener Hund, der sein gutes Stück Fleisch verlor, weil er nach dessen vergrößertem Schatten im Wasser geschnappt hatte.

Zu Hause, in ihrem dunklen Zimmer angelangt, durchfuhr es sie plötzlich wie ein Blitz.

"Dornbusch ist's gewesen und kein anderer, der den Italiener angestiftet hat!" rief es in ihrem

Zinnern. "O, dieser Teufel! Wäre er jetzt hier, ich könnte ihn ermorden!"

## XX.

Zwei Jahre später.

Auf dem schönen Gute Birkenfelde bei Grünau wohnt ein glückliches Paar, der Hauptmann a. D. Heinrich Amberg, ehemals bei der deutsch-afrikanischen Schutztruppe, mit Uina, seiner liebhezenden Gemahlin. Die Ehe derselben ist kaum erst acht Tage alt, wie Frau Delach, die mehr als je gefeierte Diva, aus Uinas Brief ersieht, der ihr soeben zu Händen gekommen ist. Sie lächelt unter Thränen über den Humor und das Glück der geliebten Freundin, die gar nicht genug von ihrem „einzigen, braven, prächtigen Heinz“ plaudern kann und über die schweren Anschuldigungen, die die arme Tante Angelika treffen, weil diese hinterlistige Seele schon damals, während der Elbersberger Periode, ihr, der nichts ahnenden Uina Bild an diesen selbigen Heinz geschickt hatte.

"Nach seinem Austritt aus dem afrikanischen Dienst," hieß es weiter unten in dem Briefe, „suchte er mich auf, machte mir seinen Antrag und ward abgelehnt. Ein halbes Jahr später dieselbe Geschichte. Jetzt, beim dritten Mal, hat er seinen Willen durchgesetzt. Hätte ich ihm wieder einen Korb gegeben, dann wäre die Katastrophe dadurch nur etwas länger gehalten worden. Ich sage Dir, dieser Heinz ist der beharrlichste, der hartnäckigste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist. Was hilft so einem gegenüber ein Nein?"

"Du wirst lachen und sagen, daß ich ihn ebenso gut gleich beim erstenmal hätte nehmen können, und das meine früheren Beteuerungen von der Kunst, die mein alles sein sollte etc., leere Redensarten gewesen seien. Ich schwöre Dir aber, Irma, daß sie ernst gemeint waren! Aber ich war der Abwehr müde und bin schließlich doch auch nur ein Weib . . . ."

"Nun aber noch eine Ueberraschung für Dich."

"Gestern besuchten wir Heinrichs ältesten Freund, Herrn Robert Dornbusch, in seinem neuen Eisenhammerwerk. Bei Tisch eröffnete er uns, daß er etwas zu beichten habe, ein schreckliches Geheimniß, unter dessen Druck er während der letzten Jahre sich fast zum Ge-rippe verzehrt habe. Er ist allerdings etwas sehr schlank. Wir sahen ihn verwundert an, der Tante Angelika aber kief wirklich die Gänsehaut über.

"Er erzählte also wie folgt: Der Graf Canzoni, dessen Du Dich noch von Elbersberg her erinnern wirst, war nur imittirt und in Wirklichkeit ein italienischer Kuchenbäcker, den Dornbusch engagirt hatte, der Baronin Tattenbach den Kopf verdrehen, sie Heinrich abwendig zu machen und diesen von der Wertlosigkeit des ganzen Frauenzimmers zu überzeugen. Daß dieser Plan gelang, weißt Du. Der wahre

Name des Menschen ist Gucci, er hat eine gute Erziehung genossen und ist auch einmal im Haushalt des alten Grafen Ganzoni angestellt gewesen. Später hat er in Berlin eine Frau genommen. Dornbusch hatte diesen Gucci auf irgend eine Weise kennen gelernt, und als der Plan in ihm auftauchte, Heinrich aus den Krallen der Baronin zu befreien, da kam ihm zugleich auch der Gedanke an diesen in allen solchen Feufeleien erfahrenen Gesellen. Er gab demselben die nöthigen Instruktionen, versah ihn mit ausreichendem Mitteln und reiste dann in Geschäftsangelegenheiten nach der Schweiz.

So kam es, daß er von den Vorgängen in Elbersberg nicht eher Kenntniß erhielt, bis es zu spät war. Denn daß Gucci sich für den Grafen Ganzoni von der italienischen Gesandtschaft ausgab, war gegen die Verabredung. Aus der Schweiz zurückgekehrt, erhielt er von dem Italiener die telegraphische Nachricht, daß derselbe der Baronin einen Heirathsantrag gemacht hatte und acceptirt worden sei. Jetzt dampfte er ungeschämt nach Elbersberg, wo er, ehe er Heinrich aufsuchte, eine Zusammenkunft mit Gucci hatte. Dieser bestimmte nunmehr die Baronin, am folgenden Vormittag allein abzureisen, indem er ihr versprach, sich ihr in Eichberg anzuschließen. Statt seiner aber erschienen, auf Dornbuschs Anordnung, die Frau Gucci in Altas Coupee, um derselben zu eröffnen, wie und von wem sie betrogen worden war. Das mag eine schreckliche Abrechnung gewesen sein! Aber bemitleiden kann ich die gute Baronin nicht.

„Du kannst Dir wohl denken, wie sehr Dornbuschs Erzählung uns in Erstaunen setzte. Heinrich hat sich heute noch nicht davon erholt.“

„Nachdem unser Gastfreund seine Weichte beendet und Absolution erhalten und nachdem mein Heinz seine fünf Sinne wieder ein wenig beisammen hatte, fing auch er an zu erzählen, und zwar eine ganz schauerliche Geschichte. Wie er am Abend vor des Freundes Rückkehr einsam in seinem Zimmer gesessen, wie plötzlich eine seltsame Gestalt mit dunkel verschleiertem Gesicht hereingetreten sei, wie dieselbe ihm mit Grabesstimme Schreckliches verkündet — nämlich, daß die Baronin Tattenbach dem Grafen Ganzoni das Jawort gegeben habe. Und weiter berichtete er, wie er die schöne Alta zur Rede gestellt, wie diese Alles bestritten, wie dann aber der Pseudograf dazu gekommen sei und unwissentlich Alles verrathen habe. Die geheimnißvolle Warnerin aber sei das Fräulein von Kradowitz gewesen, welche sich damals zum Besuch der Frau Delacy, der unvergleichlichen u. s. w., in Elbersberg aufhielt. Was diese Dame aber zu dem menschenfreundlichen Schritte bestimmt haben mochte, darüber zerbricht er sich heute noch den Kopf. Er erinnert sich allerdings noch dunkel, daß Frau Delacy die Freundin eines gewissen Fräulein Meroni, alias Mehring gewesen sei,

und so hat er beschlossen, bei seiner nächsten Anwesenheit in Berlin die berühmte Petrona aufzusuchen, um, wenn möglich, von ihr die Lösung des Geheimnisses zu erlangen.

„Herr Dornbusch hat mich während Heinrichs Erzählung verschiedentlich argwöhnlich angeschaut, allein ich setzte sofort meine unbefangenste Miene auf und glaube mir schmeicheln zu dürfen, ihn von der Fährte abgelenkt zu haben.“

„Du bist also gewarnt, Diva Irma. Ich werde Dir Se. Majestät, meinen großmächtigsten Herrn, demnächst vorstellen; laß Dich von ihm nicht zu arg ins Verhör nehmen. Was mich anbelangt, so weiß ich nicht das Mindeste von der Existenz eines Fräulein von Kradowitz, aber es heißt ja, daß Du zuweilen ganz merkwürdige Bekanntschaften auffammelst, Bekanntschaften, denen andere Leute gern aus dem Wege gehen — nun, das ist Deine Sache.“

„Soeben kommt Heinz, mich zu einer Ausfahrt zu holen. Vielleicht schreibe ich Dir heute Abend noch mehr . . .“

## Mannigfaltiges.

— In der Landes-Irrenanstalt **Feldhof** bei Graz hat ein Kranker eine **entsetzliche Wahnsinnsthat** verübt, indem er sich mit **Petroleum** übergieß, dasselbe entzündete und so in den Flammen seinen **Tod** suchte und fand. Der Unglückliche, der die That in einem plötzlichen Wahnsinnsanfall beging, war ein noch junger Mann.

— **Einer der ausdauerndsten Reiter** dürfte unstreitig Kaiser Karl V. von Deutschland sein. Wenn man den damaligen Zustand der Wege mit den Verkehrsstraßen der Jetztzeit vergleicht, so kann man wohl mit vollem Recht seine Leistungen weit über die in das einschlägige Gebiet fallenden der Gegenwart stellen. Fast alle Reisen, die er in seinem ungeheuren Reich unternahm, machte er, obgleich er sein ganzes Leben hindurch kränklich und schwächlich war, zu Pferde. Er selbst hat einmal ein Resümee von seinen Zügen erstattet. Bevor er nämlich im Jahre 1556 der Krone entsagte, verabschiedete er sich vom Volk der Niederländer, das ihm stets das liebste und sympathischste unter den vielgestaltigen und vielsprachigen Nationalitäten seiner ausgedehnten Länder war, in denen die Sonne nicht unterging. Im Schlosse Candenburg gab er den Generalstaaten in seiner Abschiedsrede einen kurzen Abriss seiner gesammten Regierungsthätigkeit, und bei dieser Gelegenheit erwähnte er auch, daß er auf treuem Koffe einmal nach Frankreich, sechsmal nach Spanien, siebenmal nach Italien und neunmal nach Deutschland gezogen sei, um Frieden zu schließen oder Krieg zu führen. Ferner habe er, ungerechnet die zahlreichen kleineren Ausflüge, im Ganzen vierzig große Reisen zu Pferde unter-

nommen. Und — grausamer Hohn des Schicksals! — dieser ausdauernde und kühne Reiter mußte es erleben, als er — nicht lange Zeit vor seinem Tode — das einzige, noch dazu einäugige, alte Pferd, das ihm von seinem reich ausgestatteten Marfiall geblieben war, noch einmal zu kurzem Ausritt bestiegen wollte, daß er nach kaum fünf Minuten ohnmächtig herabgehoben werden mußte.

— **Der „Lumpenkönig“ und seine Gattin.** Paris hat einen seiner bekanntesten Mitbürger, den Lumpenkönig Mauph, verloren. Vor ungefähr zehn Jahren kam dieser als armer Mann nach Paris, verdiente sich aber hier etwas und ging alsbald daran, eine Idee ins Leben zu rufen, die ihn zum reichen Manne machte. Mr. Mauph kaufte auf dem Montmartre, dem Bezirk der Armen in Paris, Grund und Boden und baute darauf eine Anzahl Baracken als Wohnung für die Lumpensammler von Paris. Ds Unternehmen glückte. Die Cité Mauph wurde bevölkert und der Besitzer einer der bekanntesten Leute, den man in Romanen, Dramen und — in den Registern der Polizei überall vertreten finden konnte. Mauph war bei seinen Miethern nicht beliebt, wie dies Grundbesitzer eben selten zu sein pflegen. Er setzte seine Preise fest, ließ keinen Deut ab und mußte Mittel und Wege, sich sein Geld zu verschaffen. Seine Frau stand ihm im Ansammeln der Rente gewandt zur Seite. Vor einigen Tagen starb Mauph, und seine zahlreichen Miether benahmen sich bei der Beerdigung nicht gerade besonders anständig. Die Wittve, eine starke energische Frau, that einen verzweifelten Schritt. Sie ließ die ganze Gesellschaft aus den Baracken, wo sie jahrelang gewohnt hatte, polizeilich hinausweisen. Nun gab es freilich keine widerspenstigen Miether mehr, aber auch keine Rente. Die Cité Mauph war eine traurige Einöde. Dann zog sich die Frau in ihr Zimmer zurück und erstickte sich mit Kohlendunst. Sie hatte die Anweisung hinterlassen, daß bei ihrem Leichenbegängnisse kein Lumpensammler gegenwärtig sein durfte. So folgte die Gattin des Lumpenkönigs ihrem Gemahl ins Grab.

— **Im Kanoe von Berlin nach Petersburg.** Ein Mitglied des Newyorker Kanoe-Klubs und der Amerikanischen Kanoe-Assoziation, Herr Boultney Wigelow, unternahm bekanntlich im vorigen Jahre in einem eigens mitgebrachten, in Amerika gebauten Kanoe eine Tourfahrt auf der Donau von Bulgarien bis Willidin in Bulgarien. Herr Wigelow kam später nach Berlin. Als Jugendfreund und Verehrer unseres Kaisers wurde er von diesem wiederholt empfangen, und der Kaiser nahm gern als Andenken das bei der Donaufahrt benutzte Kanoe entgegen, das ihm von Herrn Wigelow als Geschenk angeboten wurde. Für dieses Jahr beabsichtigt nun der amerikanische Sportsman eine Kanoeahrt von Berlin via Sznovkanal, - Oder und Ostsee nach

Petersburg. Für diesen Zweck hat sich Herr Boultney Wigelow, wie dem „Wassersport“ aus Albany (Nordamerika) geschrieben wird, ein dem vorjährigen gleiches Kanoe bauen lassen, 15 Fuß lang, 30 Zoll breit, 11 Zoll tief, 80 Pfund schwer, mit zwei Masten, 50 Quadratfuß Segel, Senkruder und Fächerschwert. Das Kanoe wird von Albany ohne Masten und sonstige Ausrüstung mit der „Normannia“ nach Hamburg am 19. Mai abgehen, die Masten u. s. w. werden nach dem Modelle des nun auf der Matrosenstation zu Potsdam liegenden vorjährigen „Caribee I“ mit Erlaubniß des Kaisers dort gemacht. Das neue Kanoe erhält den Namen „Caribee II“. Der Zweck der Reise ist, im Auftrag der amerikanischen Regierung die Waldungen an der Ostseeküste zu besichtigen in Bezug auf den Schutz, welchen der Wald den sandigen Küsten gegen abwaschende Seen bietet. Für solche Zwecke ist das Kanoe das bestmögliche Fahrzeug.

— **„Mein Herr, ich bin todt!“** Mit diesen Worten trat kürzlich ein hagerer, starr vor sich hinblickender Mann in das Wachtzimmer der New-Yorker Stadtpolizei und schritt auf den dienstthuenden Beamten zu: „Ich bin mausetodt. Man hat mich ermordet, und ich bitte Sie, den Mörder suchen und mich begraben zu lassen!“ Der Beamte tritt unwillkürlich einen Schritt zurück — es wird ihm klar, daß er einem Wahnsinnigen gegenübersteht; er läutet, und der Capitain der Station, der Polizeiarzt, alle Schutzleute eilen herbei, im Nu ist das Zimmer gefüllt mit Menschen, die alle auf den Arzt blicken, welcher in solchen Fällen den „Vortritt“ hat. „Ja!“ sagt dieser zum Fremden, „ich sah es sofort, daß Ihr todt seid; wißt Ihr vielleicht zufällig noch Euren Namen?“ „O yes“, murmelt der Kranke, „ich heiße Miles Deuver.“ „Und Eure Adresse?“ „Das Grab!“ „Wer ist Euer Mörder?“ „Columbus.“ „Der selbe, der Amerika entdeckt hat?“ „Ja!“ „Nun, dann gratulire ich Euch, den feinen Burschen haben wir gefangen! Folgt mir nach seiner Zelle!“ „Sogleich!“ antwortete der Irrsinnige auf die taktische Rede des Arztes und begibt sich alsbald in seiner Tasche zu wühlen, aus welcher sogleich ein dickes Packet hübsch gebundener Kalender emportaucht. „Meine Herren, als ich noch lebte, pflegte ich diese Kalender zu verkaufen; es sind die besten Kalender in Amerika und kosten nur 25 Cents das Stück. Sie können nicht zugeben, daß diese schönen Bücher im Grabe modern und werden sie mir daher abkaufen, da wir doch nun einmal so gemüthlich beisammen sind!“ — Als der „Tolle“ nach etwa zehn Minuten das Haus verließ, hatte er . . . alle seine Kalender an den Mann gebracht.